

Im "heimat.kunden" Gespräch:

### **Walter Leimeier, Lehrer i. R., Heimatforscher, Schriftleiter der "Heimatblätter"**

*Walter Leimeier ist pensionierter Lehrer, engagierter Heimatforscher, Verleger, Beirat des Heimatbundes und Schriftleiter der Lippstädter "Heimatblätter". Er hat mich zum Austausch ins Eigenheim nach Lippstadt-Dedinghausen eingeladen. Auffällig bei meiner Ankunft ist eine in ihrer nachgerade demonstrativen Perfektheit für Lippstadt typische, nicht endenwollende Taxushecke genau vis-à-vis. Hier leben offenbar Menschen, denen Ordnung über alles geht. Mein Gesprächspartner teilt diese Obsession zum Glück nicht.*

*Walter Leimeier wurde 1953 in Lippstadt geboren, absolvierte nach der Grundschule zuerst die Drost-Rose-Realschule, wechselte später ans Ostendorf-Gymnasium und studierte in Münster Germanistik, Sport, Pädagogik und Chemie. Er wurde Lehrer am Lippe-Berufskolleg, seit einigen Jahren ist er im Ruhestand. Zu vielen der von mir nur oberflächlich angerissenen Themen hat er in der Vergangenheit bereits recherchiert und publiziert; jemand mit profunderen Kenntnissen und größerer Neugierde, Lippstadt betreffend, wird schwerlich zu finden sein.*

DR: Ich habe in diesem Jahr nochmal sehr konkret erfahren, dass die Lippstädter Tageszeitung "Der Patriot" zwar einen für unsere Zeit fragwürdigen Namen trägt – die demokratische historische Konnotation von 1848 ist bekannt –, aber alles andere als eine rechtskonservative Zeitung ist.

WL: Nein, heute nicht mehr.

DR: Lassen Sie uns über das Verhalten des Herausgebers Carl Laumanns zu Beginn der Nazizeit sprechen.

WL: Carl Laumanns hat sich 1933 nicht herausgehalten und auf den Standpunkt gestellt, ich bin Zeitungsherausgeber und kein Politiker. Er war Mitglied der Zentrumspartei, hat nach dem Krieg auch die CDU mitgegründet, und war zu jener Zeit nicht bereit, einfach die Dinge abzudrucken, die ihm von den Nazis vorgegeben wurden. Die Folge war, dass die Nazis ihn aus der Verantwortung genommen und auch beim Heimatbund, dessen Vorsitzender er war, entmachtet haben.

DR: Und das, obwohl er die ideologischen Vorgänger gedruckt, also auch vertreten hat.

WL: Richtig. Wenn man sich die Genese etwas genauer anschaut, sieht man, dass Laumanns schon 1914, noch vor dem Ersten Weltkrieg, die ersten Initiativen zum Bau des Bernhardbrunnens ergriffen und vaterländische Propaganda betrieben hat, sehr zum Unmut eines Teils der Bevölkerung, denn Lippstadt war zu der Zeit sehr stark protestantisch geprägt. Gerade die Geschäftsleute der Innenstadt waren hauptsächlich Protestanten, und es gab auf dem Marktplatz den Kaiser-Wilhelm-Brunnen. Der Bernhardbrunnen wurde als die katholische Konkurrenz betrachtet.

DR: Was am Bernhardbrunnen war katholisch?

WL: Der Katholik Laumanns initiierte das Denkmal als Gegenstück zum Kaiser-Wilhelm-Brunnen.

DR: Wo ist das Kaiser-Wilhelm-Denkmal geblieben?

WL: Anfang der 40er Jahre ist es eingeschmolzen worden, d. h. die Figur Kaiser Wilhelms wurde vom Sockel genommen und zu Kriegszwecken eingeschmolzen. Das Denkmal war 1889 geplant und 1890/91 mit großem Brimborium eröffnet worden. Dann stand also der Sockel noch mit dem preußischen Adler und zwei Skulpturen an der Seite, und da haben sich einige Lippstädter Bürger sich selbst bedient. Der Sockel steht heute noch in einem Garten in Lipperode.

DR: Das heißt, es hat sich jemand den Sockel geschnappt, ihn auf einen Trecker geladen und nach Lipperode gefahren?

WL: Die Tafel mit dem preußischen Adler allerdings...

DR: ... haben Sie!

*Gelächter.*

WL: Nein, die wird im Stadtmuseum aufbewahrt.

DR: Und wo in Lipperode kann man den Sockel finden?

WL: Ich kann nur eine ältere Zeitzeugin zitieren, die mir gesagt hat, wenn man in die erste Etage des evangelischen Kindergartens geht, schaut man in den Garten, in dem der Sockel steht. Ich habe es selbst noch nicht überprüft.

DR: Darauf hat jemand Blumen gestellt. Oder damals eine Hitlerbüste. Lipperode war ja sehr braun.

WL: Aber um auf Carl Laumanns zurückzukommen, er war beim Heimatbund abgesetzt, hat aber im Hintergrund als *spiritus rector* fungiert.

DR: Er war dann auch Politiker.

WL: Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde er Landrat. Interessant war jedenfalls, dass er während der Nazizeit Strohmänner eingesetzt hat, die für ihn den Heimatbund geführt haben, z. B. Franz Kesting. Nach dem Krieg war Carl Laumanns bis Ende der 50er Jahre Vorsitzender des Heimatbundes, dann kam Hartwig Walberg, der später auch Schriftleiter der "Heimatblätter" wurde. Danach begann die Ära Fennenkötter; das war sehr spannend, weil mit Fennenkötter ein grundsätzlicher Umbruch stattfand. Vorher war der Heimatbund, wie der Name vermuten lässt, ein sehr konservativer Verein, der sich die klassische Heimatpflege auf die Fahnen geschrieben hatte. Fennenkötter brachte sich spätestens mit seinen Recherchen zur jüdischen Geschichte in Lippstadt in Konfrontation mit dieser alten Auffassung.

DR: Waren Sie da auch bereits aktiv?

WL: Zu dem Zeitpunkt noch nicht.

DR: Seit wann?

WL: Noch gar nicht so lange, vier, vielleicht fünf Jahre.

DR: Aber mit den Themen haben Sie sich schon länger beschäftigt.

WL: Das ist richtig, nur noch nicht im Rahmen des Heimatbundes. Mich hat die Geschichte der Stadt Lippstadt immer schon interessiert, und durch die Recherchen und Schriftleitertätigkeit für die "Heimatblätter" ist in der Zwischenzeit noch einiges an Kenntnissen dazugekommen.

DR: Die Recherchen von Hans Christoph Fennenkötter haben in den 80er Jahren begonnen?

WL: Das erste Heft der Reihe "Lippstädter Spuren" ist Mitte, Ende der 80er Jahre erschienen, diese Reihe hat er ins Leben gerufen, und dann gab es auch den Umbruch im Heimatbund. Die "alte Garde" stand teilweise nicht mehr für Vorstandsposten zur Verfügung, ist teils ausgetreten, zum Teil auch verstorben.

DR: Dann hat mit Fennenkötter, der damals vielleicht 45 Jahre alt war, ein deutlich Jüngerer übernommen. "Heimatbund" verbindet man doch eher mit Brauchtumpflege und mit den Interessen älterer Bürger an ihrer Heimatstadt.

WL: Er war dann gut 25 Jahre Vorsitzender, und Marlies Wigge folgte ihm vor ca. zehn Jahren als Vorsitzende. Das war ein weiterer Umbruch, und seitdem hat sich der Heimatbund insgesamt stark verjüngt. Die Mitgliederzahl ist ähnlich geblieben, zur Zeit etwa 460, aber es gibt eine ganze Anzahl jüngerer Mitglieder. Es gibt allerdings bis heute nur ganz wenige Mitglieder mit Migrationshintergrund.

DR: Das wäre meine nächste Frage gewesen. Was ist z. B. mit den vielen Russlandstämmigen, die mittlerweile in Lippstadt wohnen?

WL: Es ist ganz schwierig, auch die schon länger in Lippstadt etablierten ehemaligen "Gastarbeiter", also Italiener oder Spanier, für den Heimatbund zu interessieren. Es scheint da noch viele Ressentiments zu geben. Seit Beginn der 90er Jahre sind viele sogenannte "Russlanddeutsche" nach Lippstadt gekommen, die sich eigentlich noch viel stärker heimatverbunden fühlen, aber ich weiß nicht – ich müsste nachfragen –, ob da bisher überhaupt jemand dem Heimatbund beigetreten ist. Ich vermute, eher nicht.

DR: Ich habe den Eindruck – der ist allerdings zugegebenermaßen sehr oberflächlich –, dass es da einerseits eine starke Nostalgie gibt, was die russische Heimat angeht, darüber hinaus aber auch auf eine Vorstellung von "deutscher Heimat" projiziert wird, die sehr weit in der Vergangenheit liegt.

WL: Ich kann dazu nur aus meiner Erfahrung als Lehrer etwas sagen. Anfang der 90er Jahre kamen die ersten im Alter von 17, 18 zu uns ins Lippe-Berufskolleg. Die sprachen alle Deutsch, waren sehr gute, sehr fleißige Schüler, aber was mir sofort auffiel, waren die seltsamen Namen. Die hießen tatsächlich noch Adolf, Heinrich, Georg, Wilhelm... – also althergebrachte deutsche Namen. Man fühlte sich, was das anging, quasi zurückversetzt in die 30er Jahre, während hier in den 90ern ganz andere Namen kursierten.

DR: Der Einfluss des amerikanisch geprägten, westlichen Lebensstils hatte dort einfach nicht stattgefunden. Kevin oder Chantal gab's nicht.

WL: Kevin gab es hier aber auch nur zwei Jahre und dann wieder nicht mehr... Jedenfalls kamen immer mehr junge Leute nicht nur aus Russland, auch aus Kasachstan, Kirgisistan, Weißrussland, also breit gefächert aus der ehemaligen Sowjetunion, dazu auch noch Leute aus dem Kosovo... Die allermeisten deutsch-stämmig, also zumindest ein Elternteil, aber diese Jungen und Mädchen, die ab 1996/97 kamen, sprachen kein Deutsch mehr.

DR: Würde ohne diesen starken Zuzug die CDU in Lippstadt immer noch den Bürgermeister stellen? Da wird doch in erster Linie CDU oder weiter rechts gewählt.

WL: *Lacht*. Ich habe den Eindruck, sie wählen jetzt eher AfD. Vorher werden sie eher konservativ (CDU) gewählt haben.

DR: Ich kann mich an Gerüchte aus der Ära Kohl erinnern, dass so viele eingeladen worden sind, nach Deutschland zu kommen, weil sie fast durchweg die konservative Regierung gestützt haben.

WL: Für Lippstadt kann ich das nur bedingt nachvollziehen. Klar ist, dass nicht wenige CDU oder auch AfD wählen. Ich weiß das, weil ein ehemaliger Freund inzwischen für die AfD im Stadtrat sitzt. Der war früher völlig "normal"; ich weiß nicht, was mit ihm passiert ist.

DR: Ich habe kürzlich noch darüber geschrieben [am 26. August, DR]: Ich habe einen ehemaligen Freund, einen intelligenter, auch reflektierter Mensch, aber offenbar ist mit ihm etwas passiert, und er ist ganz nach rechts gedriftet. Mich hat das sehr überrascht, weil ich davon ausging, dass bestimmte Leute dagegen immun sind. Das ist aber offensichtlich nicht der Fall. In seinem Fall verhält es sich sogar so, dass die Überzeugung dieser Leute, eine Art Welt-Erklärung gefunden zu haben, die alle anderen ihrerseits nur noch nicht verstanden haben, eine Haltung abbildet, die ich ihm immer schon zugeschrieben hätte. Er hatte immer schon diese Tendenz.

WL: Bei meinem Bekannten oder Freund liegt die Sache anders. Er ist jetzt Mitte dreißig, war über 20 Jahre "mein" Fußballer, den ich als Trainer von seinem sechsten Lebensjahr an begleitet habe, er hat seinen Ausbildung abgeschlossen, hat einen ganz guten Job, ist aber sehr stark beeinflussbar, verfügt über wenig eigene Autorität und Selbstsicherheit. Ich glaube, das ist der Punkt, an dem man ihn verführen konnte. Ich hatte noch keine Gelegenheit dazu, aber ich würde gern mit ihm darüber sprechen. Interessanterweise hat eine gute Freundin von ihm für die SPD kandidiert und im erzkonservativen Dedinghausen bei der letzten Kommunalwahl am 13. September mit nur 6 Stimmen Unterschied gegen den CDU-Kandidaten verloren.

DR: Peter Trawny, ein Philosoph, der in Wuppertal das Heidegger-Institut leitet und den ich gern zu einem Gespräch nach Lippstadt einladen möchte, hat ein Buch mit dem Titel geschrieben "Was ist deutsch?", benannt nach einem Rundfunkvortrag von Adorno aus dem Jahre 1968. Trawny beobachtet den gesellschaftlichen Umschwung, und er stellt die These auf, dass seit etwa einer Generation die durch Adorno geprägte Bundesrepublik vorbei ist, will heißen, eine bestimmte Art und Weise, über Gesellschaft nachzudenken, oder besser: wie sich Gesellschaft selbst in ihren Intellektuellen reflektiert...

WL: Frankfurter Schule, Horkheimer, Marcuse...

DR: ... genau, und wenn ich Trawny richtig verstehe, sagt er, dass nach dem Ende dieser Dominanz der Adorno-Schule andere, einfachere Impulse oder Realitätsanalysen in die Öffentlichkeit geraten können und auf diese Weise auch die Erklärungen vom rechten Rand wieder gesellschaftsfähig werden.

WL: Im Rückblick war 1968 nicht nur ein geschichtlicher Wendepunkt, es war auch zwingend notwendig, dass da etwas passierte, denn die Republik hat bis 1968 mehr oder weniger so weitergemacht wie vorher. Die alten Nazis kamen wieder in ihre Ämter, nicht allein in Führungspositionen in Wirtschaft und Politik, sondern überall.

DR: Auch in Lippstadt?

WL: Was den heimatlichen Raum angeht, fällt mir ein, dass Heinrich Luhmann noch 1966 das Bundesverdienstkreuz verliehen bekam.

DR: Sein Werk über den Kreis Soest wurde noch 1970 von der Kreisverwaltung wieder aufgelegt. Bis heute gibt es in Lippstadt die Luhmannstraße. Aber 1966 wurde Kiesinger ja auch noch Bundeskanzler.

WL: Die Vergangenheit wurde einfach vergessen, war nicht mehr präsent. Ich habe den Eindruck, dass inzwischen, fünfzig Jahre später, eine neue Art des Denkens über Gesellschaft stattfindet. Durch die revolutionären Veränderungen, die das Internet hervorruft, tritt, glaube ich, ein verstärkter Bewusstseinswandel ein. Wir haben alle weitgehend bedenkenlos das Internet genutzt, also auch, was Daten usw. betrifft, aber ich glaube, gerade bei jungen Leuten setzt da ein Wandel ein.

DR: In dem Sinne, dass Datensicherheit kritischer gesehen wird?

WL: Genau.

DR: Gleichzeitig hat aber die Corona-Krise dazu geführt, dass die Internet- und Digitalgiganten unermessliche Gewinne gemacht haben.

WL: Das stimmt. Ich kenne mich im chinesischen Bereich aus, da gibt es dann Konzerne wie Ali Baba, Baidu und zum Beispiel WeChat, das chinesische Pendant zu WhatsApp, auch die haben wahnsinnige Zuwachsraten.

DR: Für diese Firmen war es ein Rekordjahr. Aber Sie meinen, dass trotzdem eine neue Skepsis bei den Usern Einzug hält?

WL: Ich glaube, feststellen zu können, dass langsam bei den jungen Leuten ein Wandel eintritt.

DR: Ich glaube, das ist Altersoptimismus.

WL: Lassen Sie ihn mir doch.

*Gelächter.*

DR: Ich bin da sehr skeptisch. Ich glaube, dass eine Kontrollmacht entsteht oder entstanden ist, von der wir uns noch keine angemessene Vorstellung machen. Ich komme natürlich auch nicht umhin, das Internet zu nutzen – wir alle kommen nicht darum herum...

WL: Ich benutze das Internet auch exzessiv. Aber ich bin eben nicht bei Facebook und nicht bei Twitter.

DR: Ich auch nicht. Aber, wie gesagt, man kommt nicht umhin, ich könnte meine Arbeit ohne diese Möglichkeiten nicht machen.

WL: Es gibt ja auch hervorragende neue Möglichkeiten.

DR: Diese Möglichkeiten sind aber erstmal technischer Natur.

WL: Natürlich.

DR: Technisch, also erstmal wertfrei oder vielleicht unschuldig. Ebenso könnte man anführen, dass es Anfang der 30er neue technische Möglichkeiten gab, und als Erste haben die Nazis sie sich exzessiv zunutze gemacht.

WL: Neue Propagandamöglichkeiten, Stichwort Leni Riefenstahl. Technik bringt immer nicht nur gesellschaftliche Veränderungen oder Umbrüche, sondern auch soziale Verantwortung mit sich für das, was man technisch entwickelt. Ein Beispiel. Mein jüngerer Sohn ist Ingenieur, und ich habe mit ihm ausführlich darüber diskutiert, welche Verantwortung er als Ingenieur für Dinge hat, die er konstruiert.

DR: Die Frage, die Dürrenmatt in den "Physikern" aufwirft.

WL: Genau das Buch habe ich ihm als Lektüre gegeben. Es war mir extrem wichtig, ihn darüber aufzuklären, dass er gerade als Konstrukteur eine riesige Verantwortung hat. Er hat in der Vergangenheit z. B. für Porsche oder Miele gearbeitet, also im Bereich ziviler Technik, aber kein Mensch weiß, was später mit den Ergebnissen geschieht. Natürlich geht es um Produkte, die erstmal für Autos oder Waschmaschinen gedacht sind. Er sagt, es sei nicht der Fall, aber bestimmte Technologien könnten theoretisch auch militärisch Verwendung finden. Wie will man das vermeiden?

DR: Das ist natürlich beim Internet genauso. Wahrscheinlich wären wir, die wir das Internet intensiv nutzen, ohne das Militär nicht in der Lage, das zu tun. Dort wurden und werden die Dinge entscheidend entwickelt. Der Krieg ist der Vater aller Dinge, wie es bei Heraklit heißt.

WL: Ich habe hier die Dokumentation über jüdische Emigration nach Shanghai, die von meinen Schülern erarbeitet wurde. Das Lippe-Berufskolleg hat seit 2008 einen Schüleraustausch mit einer Partnerschule in Shanghai, der I&C Foreign Languages School. Ich bin jetzt in Pension, habe das aber acht Jahre lang begleitet. Die chinesische Schule ist eine Vorzeigeschule gewesen, wir durften beispielsweise mit den chinesischen Schülern zusammen den damaligen Bundespräsidenten, Herrn Köhler, dort empfangen. In China wird immer sehr genau hingeschaut, was man präsentiert. Es gibt an dieser Schule nicht nur hervorragende Deutsch-Lehrer\*innen, es gibt 25 bis 30 *native speakers*, die unterrichten, aus Kanada, den USA, Frankreich, Spanien, Deutschland.

DR: Und in dem Zusammenhang haben Sie Lippstädter Juden gefunden, die nach China emigriert sind?

WL: Genau. Herr Julius Mosbach ist nach Shanghai gegangen. Es sind ca. 25.000 Deutsche und Österreicher 1937/38 nach Shanghai emigriert, weil Shanghai zu der Zeit der

einzigste Ort war, wo man weder Visum noch Reisepass noch Vermögensnachweis brauchte. Es war eine Freihandelszone, wo die westlichen Staaten direkt am Huangpu-Fluss ihre Geschäftsniederlassungen etabliert hatten: Franzosen, Briten, Deutsche, später Japaner. Das nächste Kapitel hier heißt "Leben im Wartesaal – Exil in Shanghai 1938 – 1947", dazu gibt es auch interessante Filme. ["The Port of Last Resort - Zuflucht in Shanghai" von 1998 und "Shanghai Ghetto" von 2002 findet man problemlos auf Youtube. DR] Das Ghetto lag im Stadtteil Hongkou, wo sich heute auch das Shanghai Jewish Refugees Museum befindet.

Und dann die Dokumente zum Lippstädter Julius Mosbach. Frau Dr. Becker [Dr. Claudia Becker, Leiterin des Stadtarchivs Lippstadt, DR] hatte mich, als sie hörte, dass wir nach Shanghai fahren, auf die Dokumente hingewiesen. Julius Mosbach wurde seit 1933 verfolgt und unter fadenscheinigen Vorwänden im Oktober 1938, also kurz vor den Pogromnächten im November, ins KZ Sachsenhausen gebracht. Es gibt zwei handschriftliche Briefe aus dem Lager mit der Transkription.\*

Mosbach ist 1939 wieder aus dem Lager zurückgekehrt; andere Dokumente zeigen die Namen, die die Juden zusätzlich annehmen mussten, Julius "Israel" und Hanna "Sara" Mosbach. Sie hatten drei Kinder, aber soviel ich weiß, sind alle außer dem Vater im KZ umgekommen. Julius Mosbach ist 1944 im Ghetto in Shanghai verstorben, das die mit dem Deutschen Reich verbündeten Japaner 1943 eingerichtet hatten. Ungefähr ein Drittel der Ghettobewohner sind aufgrund von Unterernährung und Seuchen gestorben.

Man muss sich vorstellen, auf welchen Wegen diese Menschen emigriert sind: Entweder mit dem Schiff drei Wochen über Sri Lanka, also ehemals Ceylon, in der Regel waren das noch Segelschiffe; oder auf dem Landweg über die Sowjetunion, das war aber auch nur für kurze Zeit möglich.

Wir waren dann tatsächlich dort in der Ward Road im Stadtteil Hongkou in dem Haus, in dem Mosbach gelebt hat. Das ist natürlich inzwischen umgestaltet worden, es wohnen jetzt chinesische Familien darin, aber man erkennt noch genau die alte Struktur. Ich bin mit dem bekanntesten deutschen Shanghai-Kenner, Marcus Hernig, der dort lebt, durch Shanghai gegangen, und er hat mir die jüdischen Spuren in Shanghai gezeigt. Er bestätigte, dass man an den modernisierten Außenfassaden nichts mehr erkennt. Aber wenn man in den ersten, teilweise auch in den zweiten Hinterhof geht, findet man Spuren wie z. B. Inschriften "Kaffee XY nach Wiener Art". Im bereits erwähnten jüdischen Museum, wo auch der Gedenkstein steht. Ich habe versucht, herauszufinden, ob es dort vielleicht noch Dokumente zu Julius Mosbach gibt, aber das Einzige, was wir fanden, waren sein Name und die Adresse im Shanghai Adressbuch von 1938.

DR: Wurde diese Geschichte über Eure Schüler-Dokumentation hinaus bereits veröffentlicht?

WL: Nein. Ich habe erstmal vor, darüber selbst in den "Heimatblättern" zu schreiben.

DR: Jürgen Overhoff erzählte mir, Herr Behrend, der HELLA-Chef, sitzt immer noch in der Original-Büroeinrichtung von Sally Windmüller [jüdischer Lippstädter Kaufmann, gründete 1895 die WMI, spätere HELLA].

WL: Vorstellen kann ich mir da alles. Aber bei der HELLA lassen sie ja bisher keinen Normalsterblichen in ihr Allerheiligstes. Die HELLA sitzt nach meinem Kenntnisstand bis heute auf ihrem Archiv und lässt niemand rein. Da gibt es wohl auch einiges zu verbergen.

DR: Ich kratze in meinem Projekt *volens volens* oft nur an der Oberfläche der Themen und versuche, Verbindungen zu finden. Ich bin kein Spezialist in Lippstädter Stadtgeschichte, weiß auch nicht, ob ich einer werden will. Das Thema "Heimat" treibt mich aus anderen Gründen um, nicht aus Nostalgie oder im Sinne klassischer Heimatpflege. Aber verschiedene Recherche-Ergebnisse in diesem Jahr verweisen auf eine seltsame Kontinuität, was die HELLA angeht. Nach der Gründung durch Sally Windmüller noch im 19. Jahrhundert übernahm in den 20er Jahren die Familie Hueck das Unternehmen, und richtig gute Geschäfte wurden dann mit der Umstellung auf Rüstungsindustrie unter den Nazis gemacht. Wie viele andere Firmen hat auch die HELLA massiv mit dem Prinzip Zwangsarbeit verdient.

Als die Zwangsarbeiter nach Kriegsende dann weg waren, in der Nachkriegszeit bis in die 60er Jahre, arbeiteten in verschiedenen Heimen sogenannte schwer erziehbare Jugendliche, Fürsorgezöglinge für die HELLA, also wieder extrem billige Arbeitskräfte. Es gibt Nachweise für Benninghausen, aber auch im weiteren Umkreis Paderborn, dass große Gruppen von Jugendlichen unter Anleitung von HELLA-Meistern Lampen für Automobile zusammengeschrubt haben.

WL: Benninghausen wundert mich nicht. Da gibt es ja auch die Berichte über die Provinzial-Heilanstalt, wo 1933 bereits Sozialdemokraten und Kommunisten eingebunkert wurden, eines der ersten wilden KZs.

DR: Dies ist jetzt die Nachkriegszeit. Da gibt es nicht nur Berichte von Betroffenen, sondern auch von Vertretern der Institutionen – in der Regel kirchliche Einrichtungen –, aber Ende der 60er gab es die Heimkinder-Bewegung, und dann war es mit dieser Art der Ausbeutung vorbei, auf jeden Fall aber nicht so einfach. Zu dem Zeitpunkt gab es aber längst die ersten Gastarbeiter, auch in Lippstadt, und 1969 und 1974 gab es bundesweit beachtete "wilde Streiks", also Streiks ohne Rückendeckung der Gewerkschaft, bei der HELLA, bei denen die ausländischen Mitarbeiter – in vorderster Linie oft Frauen – dafür kämpften, verglichen mit den Deutschen gerechter bezahlt zu werden. Da gibt es Berichte über prügelnde Polizisten in Lippstadt. Schließlich haben die betreffenden Arbeiter\*innen zumindest einen Teilerfolg erzielt. Das heißt aber, in dieser Phase, ungefähr ab Anfang der 60er Jahre, hat die HELLA von schlechter bezahlten Arbeitskräften aus Südeuropa profitiert. Und in den 80ern und danach kommen die sogenannten Russlanddeutschen, und man darf davon ausgehen, dass es in diesem Zusammenhang wieder differenzierte Entlohnungssysteme gab; alles andere wäre eine große Überraschung. Mittlerweile gibt es mehrere Stadtviertel in Lippstadt, oder besser *neighbourhoods*, die von russischstämmigen Menschen bewohnt werden, mit wenig Kontakt nach Lippstadt hinein, und die meisten arbeiten meines Wissens bei der HELLA, eine dankbare und wenig problematische Gruppe von Mitarbeitern.

Hier stellt sich eine Kontinuität von Ausbeutung dar, die der HELLA den Aufstieg von relativer Bedeutungslosigkeit zu einem der 100 größten Industrieunternehmen Deutschlands ermöglicht, mit einem jährlichen Milliardenumsatz, einem Riesenvermögen und einem Auftritt in Lippstadt, als wäre man der Vatikan oder der Pentagon. Liege ich da falsch?

WL: Da liegen Sie sicherlich nicht falsch. Zu Zeiten der Lippstädter Eisen- und Metallwerke oder abgekürzt LEM, wie sie früher hießen, gab es die Zwangsarbeiterinnen am Böbbing und am Rüsing. Und in dieselben Baracken – am Böbbing sind die heute noch modernisiert erhalten – sind nach dem Krieg die deutschen Flüchtlinge aus dem Osten gekommen. Wenn man Cappeler fragt, die direkt gegenüber gewohnt haben, wissen die alle nichts von dem umzäunten Lager, mit Draht, der unter Strom stand. Richtung ehemaliger



Tiergarten, und diese Häuser stehen noch, sind in der Zwischenzeit von der Wohnungsgesellschaft modernisiert worden, neue Fassaden usw., aber die Hausnummern sind noch dieselben. Darüber gibt es in den "Heimatblättern" einen Bericht von Reinhard Langner, über die Zeit zu Beginn der 50er Jahre, über das Böblinglager, das aus einem Zwangsarbeiterlager zu einem Wohnort für die zahlreichen Ostflüchtlinge wurde, ähnlich wie der Rüsing oder die "Lippstädter Fichten". Die Kinder fanden im Stadtwald Munition, alte Stahlhelme und andere Hinterlassenschaften aus dem Krieg...

DR: Vermutlich haben auch von diesen Flüchtlingen oder Vertriebenen viele bei der HELLA gearbeitet. Und, um noch einmal darauf zurückzukommen, die oben beschriebene Kontinuität ist in Lippstadt vermutlich nie Thema gewesen.

WL: Lippstadt ist finanziell abhängig von der HELLA. Wenn es der HELLA gut geht, geht es Lippstadt gut. Und deswegen gibt es ein Interesse an Stillschweigen und daran, möglichst nicht öffentlich daran zu rühren. Es gibt eine Kontinuität des Verschweigens auf fast allen Ebenen, das wird mir immer klarer. Ich habe Ihnen doch den Bericht zu Großadmiral Raeder zugeschickt.

DR: Raeder, Steinbrinck... Was man sich am Marineverein für Unverschämtheiten leistet.

WL: Unfassbar ist das. Mein Großvater war Mitbegründer des Marinevereins. Er hat an der Skagerrakschlacht teilgenommen, war später aber Kriegsgegner. Einer seiner Brüder hat Bertolt Brecht zur Flucht nach Dänemark verholfen, ein anderer seiner Brüder war einer der Toten beim Matrosenaufstand in Kiel, da habe ich die Rede zur 100-Jahr-Feier auf dem Friedhof gehalten.

DR: Der Matrosenaufstand 1919 zeigte auch Auswirkungen in Soest und Lippstadt.

WL: Und der Raeder, als Kriegsverbrecher zu lebenslanger Haft verurteilt und nach 10 Jahren begnadigt, wird 1955 hier in Lippstadt mit großem Getöse empfangen. Und wer hat ihn abgeholt vom Flieger? Er ist von Berlin nach Hannover geflogen, und in Hannover wurden er und seine Frau, die Lippstädterin war, von Reinhard Röpke mit dem Privatwagen abgeholt; von dem Röpke, der 1993 bei einem Flugzeugabsturz in Neuseeland mit seiner Familie ums Leben gekommen ist. Betreut worden ist Raeder von einem Arzt im Evangelischen Krankenhaus, der wiederum Assistent war von Chefarzt Dr. Schlaaf, und Dr. Schlaaf, der in der Bekennenden Kirche war, hat den Bruder von Otto Steinbrinck bei sich als Arzt beschäftigt, die Schwester von Steinbrinck war seine Sekretärin...

DR: Aber wie ist das zu erklären, dass jemand, der in der kritischen evangelischen Bekennenden Kirche aktiv war, Niemöller usw., sich so verhält?

WL: Auch Niemöller war bis 1934 überzeugter Nationalsozialist. Dann hat er eine Kehrtwendung um 180 Grad gemacht.

DR: Das muss man ihm auch abnehmen.

WL: Ja. Er ist dann als Pfarrer nach Berlin-Dahlem gegangen, und interessanterweise war Otto Steinbrinck dort, also in Berlin-Dahlem, wieder in seiner Gemeinde. Das weiß ich vom Sohn Otto Steinbrincks, mit dem ich Kontakt habe.

DR: Eine Vorstellung von Heldentum, die politische Differenzen überschreitet.

WL: Heute wohnt in der Schlaaf-Villa mein Zahnarzt Dr. Hegemann, der sie von Schlaaf gekauft hat, und ich habe ihn gefragt, ob auf dem Dachboden vielleicht noch Dokumente liegen... Er will mal nachsehen. Da gab es eine regelrechte Mafia, oder, für einen Kölner vielleicht besser verständlich, ein Dreigestirn...

DR: "Mafia" hätte ich schon auch verstanden.

*Gelächter.*

WL: Die Schlaaf-Villa liegt in der Geiststraße gegenüber der Feuerwehr, mit der Rückseite am Lippeufer. Rechts an die Feuerwehr grenzt die Waffenfabrik Dornheim, der damals auch Stadtrat war usw., und das nächste Haus ist das Wohnhaus von Steinbrinck gewesen. Diese drei kannten sich sehr gut, haben sich teilweise auch als Ehrenbürger vorgeschlagen...

DR: Was mich in Lippstadt wundert und mich quasi als 12jährigen schon aufgeregt hat, ist der Eindruck, dass es keine Gegen-Öffentlichkeit gibt. Es gibt Andersdenkende, aber die denken jeder für sich anders und haben keine gemeinsame Plattform. Es gibt eine Menge kritischer Zeitgenossen, die aber, obwohl sie zahlenmäßig vielleicht ähnlich groß ist, keinen vergleichbaren "Klebstoff" hat wie die konservative Seite. Woran liegt das? Vielleicht daran, dass es auf lokaler Ebene nur die eine liberal-konservative Zeitung gibt?

WL: Das könnte ich mir vorstellen. Es gibt ja praktisch keine Alternativen. Der Soester Anzeiger hat sich hier nie durchgesetzt. Es gab den Lippstädter Anzeiger...

DR: ... für den ich als 18jähriger eine Zeitlang geschrieben habe...

WL: ... der wurde nach fünf oder 10 Jahren wieder eingestellt. Es gab vor dem "Patriot" in Lippstadt um 1810 bereits eine Zeitung, ich komme gerade nicht auf den Namen, die ist nach der Gründung des "Patriot" 1848 aber dann irgendwann auch eingegangen. Übrigens, à propos Patriot, ich muss da eine Anekdote erzählen. Ich habe meinen Söhnen zu Weihnachten immer Überraschungseier-Figuren geschenkt, habe die aber per Internet bestellt. 1998 habe ich erstmals per E-Mail bei einem Großhandel Überraschungseier-Figuren bestellt, und meine E-Mail-Adresse lautete w.leimeier@derpatriot.de. Eine Viertelstunde später bekam ich einen Anruf mit der Nachfrage, was das für eine E-Mail-Adresse sei. Das ist die Adresse unserer Tageszeitung, habe ich geantwortet. Das höre sich rechtsradikal an. Da musste ich den überzeugen, dass ich nicht aus der rechten Ecke komme, dass unsere Tageszeitung seit 1848 so heißt und der Name damals eigentlich eher mit der Revolution in Verbindung gebracht wurde. Wörtliches Zitat: "Sonst hätte ich Sie nicht beliefert."

DR: Es ist ja auch bekannt, dass viele Lippstädter sich ihre Tageszeitung nicht in der Urlaub nachschicken lassen. Unverständlich eigentlich, dass man das beibehält, inklusive Typo, Schriftzug usw.

WL: Aber die Diskussion hatten wir beim "Heimatbund" auch.

DR: Ich habe das während dieses Projekte "heimat.kunden" gelernt, dass im "Heimatbund" mittlerweile völlig anders mit dem Begriff und den Recherchen umgegangen wird und schätze das sehr. Ich musste aber auch diese Schwelle erst überwinden; ich habe angenommen, dass meine Fragestellungen, was "Heimat" angeht, dort nicht auf Verständnis stoßen. Also Fragen wie "Heimat, aber für wen?" oder "Was ist das überhaupt?"

oder "Ist Heimat nicht überhaupt eine Erfindung?" oder die Frage nach der Abgrenzungsfunktion des Begriffs. Die Selbstverständlichkeit, mit der man "Heimat" für sich reklamiert, nur, weil man zufällig irgendwo geboren wurde, ist mir suspekt. Aber, wie gesagt, ich lasse mich gern eines Besseren belehren, bin mittlerweile z. B. ein ausgesprochener Freund der "Spuren"-Reihe des "Heimatbunds" und habe auch das Treffen, zu dem ich eingeladen war, als zugewandt und interessiert wahrgenommen. Und meine Skepsis gegenüber dem Begriff und gegenüber seiner Dienstbarmachung bedeutet ja nicht automatisch, dass man sich nicht um den Ort kümmern kann oder sollte, an dem man lebt oder in dem man meinetwegen auch geboren ist. Aber all das, was da mitschwingt an "Wir" und "Die", so will ich es mal verkürzt bezeichnen, ist mir verdächtig. Sich darüber zu definieren, dass man andere ausschließt. Deshalb würde ich immer dafür plädieren, Begriffe und Titel zu überprüfen. Wie ein Freund einmal zur Frage angemessener Übersetzungen gesagt hat: Es braucht alle paar Jahre einen neuen Irrtum.